

# "Kampf oder Pazifismus?"

Autor(en): **Müller, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **13 (1933-1934)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157704>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## „Kampf oder Pazifismus?“

Von Walter Müller, Zürich.

Der unter diesem Titel in der „Neuen Zürcher Zeitung“, Nr. 1093, vom 16. Juni 1933 erschienene Aufsatz von Konrad Falke zeugt so recht von jenem „Geist“, der keine Anziehungskraft mehr ausübt auf die junge Generation, keine Macht über diese hat, von welchem diese darum nichts wissen will, ja sich selber treu, gar nichts wissen wollen kann. Der Aufsatz setzt sich mit einem gleichbetitelten, in der Januarnummer der „Schweizer Monatshefte“ erschienenen von Karl Bertheau auseinander.

Konrad Falke erklärt die hier zum Ausdruck kommende Anschauung, wonach Kampf und Krieg aus dem „Blut einer Volksgemeinschaft“ stammen und wie ein Naturereignis anzusehen und hinzunehmen seien, für allzu demütig und der Ergänzung bedürftig. Allzu demütig! Da haben wir schon jene gepriesene „Geistigkeit“, die wir kaum je anders als mit Maßstab und Wage wie einen Krämer am Werk sehen. Man ist, nach unserem Gefühl und unserer Einsicht, in einer ganz bestimmten Beziehung, wie sie hier vorliegt, entweder demütig oder nicht demütig, ohne Zugabe und ohne Rabatt. Karl Bertheau hat übrigens diese Kennzeichnung für seine Haltung gar nicht in Anspruch genommen. Ließe sich aber nicht, ehrlicherweise, Ehrfurcht als deren Merkmal erkennen? Ehrfurcht gegenüber dem Leben und seinem unergründlich Schicksalhaften; gegenüber dem Leben, das nun einmal einen Januskopf trägt, hingewendet nach dem Dunklen wie nach dem Hellen, das ein immerwährender Durchgang ist von jenem zu diesem, derart, daß, wer dort nicht stehen kann oder will, hier nicht Fuß zu fassen vermag und wankelmütig in haltloser Schwebe bleibt. Wohin es führt, wenn man sich darauf versteift, nur nach der angenehmen Seite zu sehen und zu gehen, liegt heute in einem Rationalismus, der nicht mehr ein noch aus weiß, klar genug zu Tage. Sinnbildlich steht für das ehrfürchtig erfüllte, Krieg auferlegende, Frieden spendende Leben das Wort Blut. Niemand, der nicht nur mit dem Gehirn, sondern auch mit dem Herzen lebt, wird finden, es habe etwas mit — demütiger oder undemütiger — Blutrünstigkeit oder mit gegeneinander anrennenden Elefanten und Rhinocerosen zu tun. Aus ihm entsprungen und in ihm begriffen ist auch der viel berufene Geist, sofern er wenigstens lebendig ist. Die geistreiche Ergänzung, daß dem Blut ein Geist gegenüberstehe und daß „auf einer Lebensebene, auf welcher einmal geistige Werte bestehen, der allgemeine Lebenskampf“ einer andern Einschätzung unterliege, also wo es sich um die genannten Tiere handle, war und ist nicht notwendig; sie konnte ruhig der Pflege unfruchtbarer Geistesakrobatik überlassen werden. Dem Lebensgefühl eines Angehörigen der jungen Generation konnte sie sich geradezu verbieten; es sei denn, es wäre ihm darum zu tun gewesen, auseinanderzusetzen oder

doch festzulegen, daß es für diese Jugend einen Glauben an jene objektive [= gegenüberstehende] Geistigkeit nur um der objektiven Richtigkeit und Geltung willen nicht mehr gibt, daß vielmehr für sie das Geistig-Kulturelle zugleich mit dem ebenfalls als Wert erkannten und anerkannten Leben als solchem und mit den ihm eigenen Vitalitätswerten im Einklang sein muß, immer neu daraus hervorgehend, sie erhaltend und fördernd, wie es seiner ursprünglichen funktionellen Bedeutung entspricht, welcher der Rationalismus es mehr und mehr entfremdet hat.

Es gibt verschiedene Pazifismen. Welche Arten sich etwa unterscheiden lassen, zeigt die Abhandlung „Heroischer Pazifismus“ von Max Scheler in der „Neuen Schweizerischen Rundschau“, Heft 5, Mai 1931, die ein Teil seiner Schrift „Die Friedensidee und der Pazifismus“ ist. Konrad Falkes Pazifismus ist jedenfalls nicht von der Art jenes heroischen Pazifismus, jenes absoluten, der im uneingeschränkten, bedingungslosen Verzicht auf jegliche Gewalt mit Einschluß jeglichen Widerstandes besteht und dem, wenn auch nicht wegen seiner Erfolgsaussichten, so doch wegen der ihm zugrunde liegenden und sich in ihm offenbarenden Gesinnung die Anerkennung nicht verweigert werden kann. Sein Pazifismus ist eine unangenehm unklare Mischung von ökonomischem und kulturellem Pazifismus: eine „geistige Bewegung“, vom Geistig-Kulturellen ausgehend und angeblich zu dessen Rettung notwendig und bestimmt, aber auch eine Rechnung, ob der Krieg sich lohne und ob nicht die Rundschau dabei verloren gehe. Ein solcher Pazifismus, mag ihm auch zu Zeiten als Stütze der Friedensidee ein gewisser Wert zukommen, ist himmelweit entfernt von der Erhabenheit dieser Idee selber. Als zweckgebundener Gedanke und zweckgebundenes Streben ist er allen Schwankungen, allem Auf und Ab der Zwecke und Zweckmäßigkeitüberlegungen unterworfen und weder subjektiv-gesinnungsmäßig fest verankert noch objektiv gesichert noch erfolgversprechend. Mit einem solchen Pazifismus kann und sollte zum mindesten in den Tageszeitungen, die eine Behandlung in der gehörigen Breite und Tiefe ausschließen, nicht für die Friedensidee geworben werden. Es sollte besonders heute nicht geschehen, wo die Zustände in der uns umgebenden Welt so unsicher als je sind, im eigenen Lande eine Irrlehre gegen die Landesverteidigung anläuft und die Neigung ziemlich groß ist, sich auf die Seite des Leichteren und Bequemerem zu schlagen, besser, nach dieser Seite hin auszuweichen. Noch mehr aber ist diese Art Eintretens für den Pazifismus zu beanstanden, wenn damit im Vorbeigehen leichtthin so unabgeklärte und schwierige Fragen verquickt werden, wie die des „Überflusses an Menschen“, wo man auch „abrüsten“ sollte, und die der „numerischen Konstanz des Menschengeschlechts“ als „einer der künftigen Voraussetzungen, soll man sich endlich einmal einrichten können“ u. s. w. Und wie endlich kann glauben, der Friedensidee oder sonst etwas Würdigem einen Dienst zu erweisen, wer, was der großen Mehrzahl der Volksgenossen und darunter sicherlich den Besten heilig ist, mit Sätzen wie den folgenden ins Lächerliche zu ziehen versucht: „Aber sobald der Gene-

rationsprozeß in Frage kommt, befällt selbst die nüchternsten Köpfe ein gewisser Mystizismus. Hier muß Gott walten! Das (sagt man) ist eben eine Angelegenheit des Blutes! Und tatsächlich: Kinder und Kriege kommen „aus dem Blut“! Daß unsere Kinder aus dem Blut kommen und heranwachsen und nicht aus dem Geist, der hier umgeht, das, freilich, möge Gott walten.

Ronrad Falke bejaht die Notwendigkeit unserer Wehrmacht und den Verteidigungskrieg, der für die Schweiz allein in Frage steht. Umso weniger hätte er in so anzweifelbarer Weise für den Pazifismus zur Feder zu greifen brauchen. Aber eben, bevor er sein Ja ausspricht, wundert er sich darüber, daß es dabei, nach Karl Bertheau, um die „Aufrechterhaltung unseres geschichtlich überlieferten Besitzstandes“ gehen soll, und er fragt, ob wirklich „ein schweizerischer Held sich nur für die paar hundert Quadratkilometer unseres Ländchens einzusetzen habe“. Er findet, „unser Patriotismus müsse völlig anders geartet sein“, als der des „jetzt allenthalben sich wieder erhebenden mysteriösen und inkommensurablen Blutes“; denn er habe „im Gegensatz dazu einen Geist zu verteidigen, der über dem in unserem Staatswesen vereinigten verschiedenen Blut steht“, und „unser kleiner Staat habe nur als geistige Erscheinung jene Bedeutung, die ihm erlaube, sich jeder beliebigen „nationalen“ Großmacht an die Seite zu stellen“. Nun kann jene satzsam bekannte Feststellung nicht ausbleiben, wonach wir — zufolge dieses „Sieges des Geistes über das Blut“ — für die Andern ein Vorbild sind. Ronrad Falke betont, er wolle das nicht aus übergroßer Bescheidenheit verschweigen. Kein Zweifel fürwahr und nicht unverständlich, daß die Andern, die es angeht, diese Feststellung immer wieder unbescheiden finden werden. Es ist ihre Sache, in unserem Dasein eine geistige Bedeutung und Vorbildlichkeit für sie zu erblicken und anzuerkennen und sie allenfalls zur Richtschnur ihres Handelns zu nehmen, nicht die unsrige. In dieser Hinsicht scheinen mir jedoch gegenwärtig und auf unabsehbare Zeit hinaus die Dinge nicht gerade günstig zu stehen und die Aussichten sehr zweifelhaft zu sein. Es sei nur darauf hingewiesen, wie weit zu einem beträchtlichen Teil die Staatengebilde und Verhältnisse auch nur Europas von einer gewissen Festigkeit und klaren Gestaltung entfernt sind, ohne welche eine europäische Gemeinschaftsordnung, wie immer sie beschaffen sei, nicht wohl vorstellbar ist. Sich bald da, bald dort bemerkbar machender außereuropäischer Druck mag hier vielleicht einmal formend wirken oder mitwirken; indessen liegen seine allfällige weitere Entwicklung und deren Folgen heute doch noch im Unbestimmten der Zukunft. Es sei ferner gerade an dieser Stelle erneut daran erinnert, daß es eben bei der Beurteilung des lebendigen Geschehens auch außerhalb unserer Grenzen weit mehr auf die subjektiv-treibenden Kräfte, auf die dortigen Stimmen des Blutes, die herauszuspüren freilich mitunter etwas schwierig ist, als nur auf objektiv noch so richtige theoretische Betrachtungen und höfliche Reden ankommt. Keineswegs verneint wird damit, daß das Bestehen der Schweiz sich in mancher Beziehung für andere Staaten, besonders auch für die umliegenden, als nützlich erweisen kann.

Die geistige Erscheinung, Bedeutung und angebliche Vorbildlichkeit unserer Nationalitätenvereinigung zu dem zu stempeln, was für uns Schweizer selbst allein oder hauptsächlich Inhalt und Wert unserer Gemeinschaft und unseres Staatswesens ausmache, der „Inhalt unseres Patriotismus“ sei, das, worum es uns im Angesicht der Frage von Sein oder Nichtsein der Schweiz gehe oder zu gehen habe, finde ich im Gegensatz zu Konrad Falke bescheiden. Diese allerdings rein geistig-kulturelle Einschätzung, für welche als „Ideal der Zukunft“ „es allenfalls auch einen Sinn habe, in den Tod zu gehen“, ist hinterher in den Studierstuben entstanden, ein Erzeugnis aus zweiter und dritter Hand. Nicht daß hiermit oder sonstwie Gewicht und Würde der geistigen Bewältigung unseres Gemein- und Staatswesens in seiner ganzen Eigentümlichkeit, eine Aufgabe, die sich ihm gegenüber wie gegenüber jedem andern stellt, in Frage gezogen werden soll oder auch nur könnte — solange sie sich den vitalen Werten und Geboten des Lebens und dieses Zusammenlebens nicht entzieht, sondern in Übereinstimmung mit ihnen fort und fort erneutes Unternehmen ist. Aber das, woraus wir sind und sein werden, was wir sind, die Schweizerische Eidgenossenschaft, das, was diese Eidgenossenschaft hält, zusammenhält und erhält, worin für uns ihr Wesen und Wert liegt, ist im eigentlichen Sinn des Wortes etwas Gründlicheres. Konrad Falke möge einmal unter das Volk gehen und herumfragen, warum dem Schweizer Heimat und Eidgenossenschaft wert ist und warum er gewillt ist, sie mit Gut und Blut zu verteidigen. Aus Liebe, und weil er hier sein eigener Herr und Meister sei und bleiben wolle, wird die Antwort lauten. Daß es wegen unserer geistigen Bedeutung und Vorbildlichkeit sei, deswegen zumal, weil wir da einen „Lehrbläs“ zustande gebracht hätten, den es der Menschheit zu erhalten gelte, wird er kaum zu hören bekommen. In jedem einzelnen Kanton die tiefe Liebe zu Heimat und Heimerde, zur Volksgemeinschaft und zum eigenständig Volkhaften, in jedem einzelnen Kanton der unbändige Unabhängigkeitsinn, sich lieber in diesem noch so engen Bezirk nach eigenem Gutdünken einzurichten als um allen Preis weiterer Zusammenhänge von etwas auch nur im geringsten als weisensfremd Empfundenes zugleich abzuhängen: hier wurzelt zweiundzwanzigfach der kleine stämmige Wald der Eidgenossenschaft. Und so sehr wir uns freuen und gar darauf stolz sein mögen, wie kundige Köpfe und Hände ihn gestaltend pflegten, daß er von außen gesehen fast wie ein Baum mit einer wohlgestalteten Krone erscheint, so fällt doch unser Auge, die wir tief in seinem Schatten und seinen Lichtern über sein Wohl und Wehe sinnend sein Schicksal sind, immer wieder auf die zweiundzwanzig Stämme und weist uns zurück auf ihren zweiundzwanzigfachen Urgrund. Mag sein, daß da auch das Blut spricht. Aber jene zweiundzwanzigfache Liebe zu Land und Volk — tiefstes Verbundensein mit der Heimat — und jener zweiundzwanzigfache Unabhängigkeitsinn — höchste Freiheit als Unabhängigkeit der Heimat (nicht als Freiheit des Geistes, als geistig-objektive Erscheinung und Geltung individueller oder gemeinschaftlicher Art über der Heimat) —

sie sind letzten Endes die wirkende Wirklichkeit, welche die zweiundzwanzig Kantone und Angehörigen verschiedener Nationalitäten in diesem kleinen Bereich zwischen Alpen, Jura und Rhein aneinander gedrängt und beieinander gehalten hat und beieinander halten wird. In dieser Wirklichkeit ist für uns zugleich der Wert der Teile und des Bundes und die Verpflichtung beschlossen, sie heil und stark an die Nachfahren weiterzugeben. Sie allein ist es, woraus das gemeinsame Geistige hervorgeht und hervorzugehen vermag, das dem Bund zu seinem Dasein auf der Ebene des Kulturellen, der gedanklich-ideellen Geltung und Ausgestaltung verhilft. Und sie ist auch der Nährboden des Wehrwillens und der Wehrkraft, welche die Waffen zu unserer Verteidigung zu schmieden und zu führen vermögen.

## Hans Prinzhorn und die deutsche Revolution.

### Ein Gedenkblatt zu Prinzhorns Tod.

Von **Werner Deubel.**

Wer das Tiefste gedacht, liebt das  
Lebendigste. (Hölderlin.)

Seit Wochen typhuskrank, aber bis in die letzten Tage hinein am geistigen und politischen Geschehen der Zeit streitbar teilnehmend, ist Prinzhorn kurz nach Vollendung seines 47. Lebensjahres in München gestorben.

Wer Prinzhorns Wesen gefühlt, wer das hellblaue Licht seiner Augen, den edlen Ernst seiner Züge gesehen hat, der spürte den deutschen Adel dieser Erscheinung, witterte die herbverborgene Tragik eines schweren Selbstvollendungsweges und mußte selbst als Gegner noch die jeelische Großartigkeit eines Menschen bewundern, der mit gleicher Selbstverständlichkeit spartanisch in seiner Gelehrtenklausur und mit der keuschen Blut des Künstlers, schlicht wie ein Bauer und weiträumig wie ein Grandseigneur leben konnte.

Sein gesamtes Schaffen wuchs aus dem Boden einer künstlerischen Grundlage. Ein Schüler des berühmten, unlängst verstorbenen Zurmühlen, wurzelte er in der Musik; in den letzten Jahren seines Lebens bevorzugte er das Cellospiel. Er handwerkerte, schnitzte, bildhauerte und malte, er lebte mit den Dichtern und eilte oft in stundenlanger Fahrt in eine entfernte Stadt, wenn es galt, der Uraufführung einer neuen Tanzschöpfung Mary Wigmans beizuwohnen. . .

Für seinen äußeren Lebensweg ausschlaggebend indessen wurde ein anderer Grundzug seines Wesens: ein Fürsorgetrieb, der mit fast mütterlicher Wärmekraft alles echte Leben schützend umfing. Dieser Trieb ließ ihn Arzt werden und entfaltete weit über das Medizinische hinaus seine